

(Nachdruck verboten.)

5] Die Schuldige.

Von E. Viebig.

Es ging auf die Erdbeerzeit. Am Sonntag Nachmittag auf dem Ramstein war reges Treiben. Die Sonne schien strahlend hell, fast zu heiß, aber die schattigen Waldwege waren doch erquickend. Ueberall schaukelten sich unter Busch und Kraut die unzähligen purpurnen Perlen der Erdbeere, daneben noch die lieblichen weißen Blüten; Hoffnung und Erfüllung an einem Stengel. In Schaaren strömten die Städter ins Kyllthal, sie kamen bis Ehrang mit der Eisenbahn oder zu Wagen; nun pilgerten sie zu Fuß hinüber nach dem Ramstein, erfüllten den Wald mit Gesang und Lachen und Jubelruf, warfen Kiesel in den rauschenden Bach und wichen kreischend dem Spritzen der Wellen aus, sammelten Blumen, schlangen grüne Gewinde um Hut und Haar und priesen entzückt den würzigen Duft, die Süße der Erdbeeren. Manch steifer Rücken beugte sich, um die lockende Frucht zu gewinnen; manch helle Sommerhose verunzirte ein saftiger Grassack; manch zarte Mädchenhand sammelte die zierlichen Stengel zum Sträußchen und steckte es lächelnd an die junge Brust. Strohköpfige Dorfkinde standen am Wege und starckten den gepulsten Fremden nach; auch sie hatten ihren besten Staat an, die Kattunschürzen steif vor Stärke, die Haare mit Wasser aalglatt hinter die Ohren gestrichen.

Die hübsche Anna auf dem Ramstein prangte im hellblauen Kattunkleide und blendend weißer Schürze; die braunen, schön geflochtenen Böpfe hielt der silberne Pfeil am Hinterkopfe zusammen, eine saufte Röthe lag auf den runden, noch kindlichen Wangen. Sie hielt beharrlich die Augen gesenkt bei allen Schmeicheleien, die ihr zugerufen wurden; nur das Vertiefen der Grübchen rechts und links von dem lieblichen Mund zeigte an, daß sie einen Scherz verstanden. Silig wie eine Bachstelze trippelte sie zwischen den Tischen hin und her, die der Vater aus rosen Brettern droben, inmitten der Ruinen der alten Burg oder drunten auf saftig grüner Wiese, aufgeschlagen hatte. Emsig eilte sie ab und zu; bald war sie hier, bald dort.

„He, schöne Anna, mir Kaffee! Hier Milch! Hier Bier! Einen Schoppen — schöne Anna, hören Sie doch! Schöne Anna, wenden Sie mir doch auch mal einen Blick zu!“ — so schallte es ununterbrochen an ihr Ohr. Nun endlich eine Pause! Aufathmend hielt sie inne und lehnte sich gegen den Tisch, der ein wenig abseits stand und an dem ein einzelner Herr in dunklem Rock und hohem Hut Platz genommen hatte. Es war ein Mann in mittleren Jahren; aus dem klugen Gesicht blickten ein paar tiefliegende, sinnende Augen und besteten sich freundlich auf das rosige Mädchenantlitz.

Staatsanwalt Karl Milde aus Trier kam schon seit Jahren auf dem Ramstein. Er plauderte gern mit der hübschen Anna, die ihm schon als Kind im kurzen Mäddchen entgegengeprungen war; manche Zuckerdüte war in die kleinen verlangenden Hände geglitten.

„Nun, Fräulein Anna,“ sagte er und hielt seine Hand hin, „wie steht's?“

„O, ich danke, es geht mir gut,“ sie knixte und legte ihre warmen Finger vertrauensvoll in die dargebotene Rechte, „und Ihnen, Herr Staatsanwalt?“

„Na, solch' ein Junggeselle wie ich, wie soll's dem gehen?“ Ein leichter Schatten flog über das ernste Männergesicht, und die Falte zwischen den Brauen vertiefte sich. „Unserem hat viel Noth unter Händen, viel Glend, viel Schuld. — 's dient nicht gerade zur Erheiterung! Wissen Sie was, Fräulein Anna, heirathen Sie keinen vom Gericht, das sind nicht umgängliche Leute.“

„Wären auch viel zu fein for mich!“ Sie lachte leise und ein tiefes Roth flog über ihre Wangen; gleich darauf schlug sie zum ersten Mal die sonst beharrlich gesenkten Lider auf und sah den Herrn mit ihren klaren Augen fast zärtlich an. „Ach, Herr Staatsanwalt, wann all die Herrn vom Gericht sein thäten wie Sie! Wann Sie ei'm angucken, wird's einem ganz warm hier herum“ — sie wies aufs Herz — „man kriegt gleich e so en

Vertrauen. Sie thut doch gar keiner anligen, gelten Se? Ihnen gestehn die Leut gewiß gleich, was sie Böses gethan haben?“

„Das läßt sich halten.“ Der Staatsanwalt lächelte und zuckte die Schultern.

„Nein — net?“ Das Mädchen war ganz erstaunt. „Ne, ich muß Ihnen alles sagen, 's is ja freilich nix e so Böses, aber eigentlich verzählen sollt ich's net. Ich — ich —“ sie stockte, erröthete und wickelte den weißen Schürzengipsel um die Finger, „ich will mich verändern, ich bin Braut, seit gestern!“

„Was Sie nicht sagen! Poß Tausend, kleine Anna, ich gratulire, gratulire von Herzen!“

„Pst, pst, net e so laut! 's is noch heimlich, mein Bräutigam will noch net, daß es unter die Leut kömmt!“

„So, und warum denn nicht? Wer ist denn der Glückliche?“

Sie hob den Arm und wies über den Wald hin.

„Drüben bei Ehrang auf dem Pfalzehof wohnt er, 's is dem Pfalzebauer sein Lorenz!“

„Was, der Lorenz, der schöne Bursche?! Mit dem bin ich erst neulich ein Stück Wegs gewandert — ein schmucker Bräutigam, das muß man sagen!“

„Gelten Se?“ Die Anna lächelte glücklich, ein Schimmer freundigen Stolzes verklärte ihr Gesicht. „Und so brav! Sehen Se, Herr Staatsanwalt, Geld hat er keins, aber das thut nix, er is e so brav und fleißig! Die Jungfrau Maria hat mer en rechtes Glück beschert — wann ich's nur verdien'!“

„Lieberes Kind“, der Mann ergriff die Hand des Mädchens und drückte sie herzlich, „gewiß verdienen Sie's! Ja, ja, aus Kindern werden Leute, aus Mädchen werden Bräute. Schau einer die kleine Anna an! Was werden die Leute in Ehrang sagen?“

„O je, die haben jezt e so viel zu schwätzen, da acht keiner auf uns! Denken Se nur, Herr Staatsanwalt, was passiert is! Die Kinder, die im Wald erungelaufen sind, die haben e so en wunderbar schönes Singen gehört, und wie sie dem nach sind, kommen sie hoch oben vor die Genosedahöl, und da wird's ihnen e so gruselig und doch e so andächtig, und vor der Höhl is en Glanz gewesen, daß ihnen die Augen übergelaufen sind, und in dem Glanz hat eine drin gestanden, herrlich, mit langem goldnen Haar bis an die Knie und —“

„Nun, und?“

„Das war die heilige Genoseva“, flüsterte Anna und öffnete ihre Augen weit, „das war sie!“

„Was Sie nicht sagen, kleine Anna“, dem Staatsanwalt zuckte es bedenklich um die Mundwinkel, „das ist in der That eine höchst aufregende Geschichte; wenn sie nur wahr ist!“

„Gewiß, gewiß, die is so wahr wie Amen in der Kirch“, eiferte das Mädchen. „Und denken Se nur, dem Fischer Matthes sein Jung, den is e so frech, den hat gesagt, eigentlich hält' die heilig Genoseva akerat ausgeh'n wie andere Frauenleut auch — die Sünd! Aber die Heilige hat ihn gestraft, er liegt schon lang e so krank, er wird wohl sterben. Was sagen Sie da derzu, Herr Staatsanwalt? — Aber Jesh, ich stehn und verschwätzen mich, und im Haus is e so viel zu thun. — Adieu, adieu, Herr Staatsanwalt, bis gleich!“

Fort war sie, Milde sah ihr nach.

Ein liebes, prächtiges Mädchen; wundert mich, daß sie noch so abergläubisch ist. Die heilige Genoseva — lächerlich! Ich will mich doch jezt einmal aufmachen und zur Höhle klettern, vielleicht erscheint mir das Wunder auch.“ Mit einem jarlastischen Zwinkern ergriff er Hut und Stock und schlenderte langsam dem Walde zu.

Staatsanwalt Milde war eine bekannte Persönlichkeit, von allen Seiten wurde er gegrüßt. Auf der grünen Wiese tummelte sich die Jugend in allerlei Spielen. Bunten Schmetterlingen gleich flatterten farbige Mädchenkleider über den Nasen, heller Zuruf ertönte, Lachen, Scherzen; manch schönes Auge blickte dem Vorübergehenden verflohlen nach. Milde schob sacht die Kinder aus dem Weg, die ihm in der Lust des Spiels vor die Füße taumelten, er grüßte hier, drückte dort eine Hand, ging aber unbeirrt weiter. Bald lag der Lärm, das Getriebe hinter ihm; er trat unter die ersten hohen Stämme. Noch einmat schaute er zurück. Es war ein lieblicher Anblick.

Die Ruinen des Raustein glänzten im letzten Sonnengold, das Freudenfählein im obersten Fensterbogen wehte, sauber und weiß blinkten die Mauern des Bäckerhauses. Drunten die Wiese glänzte wie Smaragd, übergossen von buntem Gestirmer, rote, blaue, schwarze, weiße Punkte wirbelten durch einander; das war eine Lust, ein freudiges Gewoge! Die hüpfenden jugendlichen Gestalten, das Lachen heller Kinderstimmen, darüber ein harmlos blauer Himmel, mitten hindurch das silberne Band der Kysl, rund umher sanfte, schön belaubte Berglehnen — alles verschlang sich zu einem Bild der Anmuth und des Friedens.

Der Einsame seufzte. Mitten im Freudenschimmer tauchte ihm die Nachtseite des Lebens auf. Zu oft hatte ihn sein Beruf in düstere Zellen geführt, Sonnenlicht und freie Luft blieben draußen; hinter den Gitterstäben hatte er eine Welt voll Pein und Schuld gesehen. Die Daseinsfreudigkeit, der nicht reflektierende Genuß des frohen Augenblicks waren ihm verkümmert.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Man wird, zur Sonne blickend, ein freies Volk, Ein Volk von Starke sprechen: O, leuchte nicht zu Müßiggang und Fürstentriegen, Nur zu der redlichen, frommen Arbeit! Mit dieser Frage schloß einst Gioiud Carducci, der Italiener, eine seiner Oden. Und heute läßt sich des Dichters leicht entflammte Phantasie mitreißen, das Duell-Aventure des Grafen von Turin, wie ein nationales Heldenstück in schwingvollen Versen zu feiern. Wenn der Lammel jene nationalstischen Leute erfaßt, die ihre Mühen ebensowohl jauchzend in die Höhe werfen, wenn ein nationales Rennpferd siegt hat, als wenn der nationale Prinz seinem Segner den Unterleib aufgeriht hat: so kann man das immerhin wohl verstehen. Ein Massenrausch hat sie befallen. Aber den Carducci hätte ich gerne auf höherer Warte gesehen. Um den Einen thut's mir leid. Er feiert den sieghaften „Kämpfen“ und um welchen Anlasse willen!

Die Tapferkeit der beiden fürstlichen Duellanten war mit weislicher Vorsicht gemengt, mit so weislicher Vorsicht, daß selbst die leichte Verwundung des orleanistischen Fürsten fast wie eine Programmverletzung erscheint. Hat doch der Unparteiische, der über den Duellanten zu wachen hatte, die Kämpfenden immer zur rechten Zeit getrennt, wenn sie einmal in der Hitze zu hart aneinander geriethen. Beim fünften Gang hat er's verpaßt und so endete das Komödienspiel doch noch mit einem kleinen Mißgeschick. Die Bürgerschaft Italiens aber hat willkommene Gelegenheit, im Lammel über die nationale Heldenthat ihres Prinzen, der die „verletzte Ehre“ der Armee vertheidigt hat, für eine Weile das tiefe, schwere, jammervolle Stund zu vergessen, unter dem die große Mehrzahl des hochbegabten italienischen Volkes schmachtet. Noch immer haben es die Fürsten leicht, als die glanzvollen Vertreter ihrer Nation zu gelten; nur sollte auf diesen Wegen der echte Dichter nicht mit dem Fürsten gehen.

Dichter und Phantasten, die jähen Stimmungen leicht unterworfen sind, verlieren sich nicht selten in Träumereien, in denen das reale Leben ganz merkwürdige Gestalten annimmt. So geht es dem Franzosen Bourget, wenn er sich die deutsche Sozialdemokratie vorstellt. Und Bourget gilt den Franzosen von heute nicht, als der erste beste. Unsere gewerbsmäßigen Sozialistenwürger könnten ihre helle Lust an Bourget haben. Bourget war über die Massen gerühmt und das wegen seiner Romane mit ihrer feinspsychologischen Wissenschaftlichkeit. Und diesem so sensiblen Seelenkinder erscheint die deutsche Sozialdemokratie wie ein blau-äugiges Ungeheuer, etwa wie ein erschreckend finsterner Dämon. Von der hellen Zukunftsfreudigkeit, die im Sozialismus steckt, merkt der große Psychologe Bourget kein Atom. Unheimlich kalt, hart und düster erscheint ihm der deutsche Sozialismus; unheimlich, wie jede Größe, die man nur undeutlich begreift. Freilich verwirrt den Dichter Bourget der heimliche Chauvinismus, der ihn dazu bewegt, den deutschen Sozialismus, der heute wie ein entsetzlicher Vampyr am Blute der Menschheit sauge, für die anarchischen Bestrebungen in Frankreich und den romanischen Ländern verantwortlich zu machen. So spricht Bourget genau, als hätte er den Stumm'schen Katechismus erlernt. Im heiteren, sonnigen Frankreich wird die „unheimlich kalte“, nordische Lehre, so träumt des Dichters Phantasie, zum anarchistischen Wahwitz.

Wenn die bedeutsamen Intelligenzen der französischen Bourgeoisie zu solchen Anschauungen gelangen, so darf man sich über den lächerlichsten nationalstischen Lammel nicht mehr verwundern, wie er aus Anlaß von Felix Faure's Reise losbrechen könnte. Jene unheimliche nordische Kälte, die einst gerade in Frankreich als typisch galt für das räthselhafte gewaltige Jarenreich, hat auf einmal ihre Schrecken verloren. Die Einbildungskraft der französischen Bürger umgiebt das „weite, stolze Rußland“ heute mit einem verklärten, rosigen Schimmer. Jetzt schon jauchzt man auf, weil der Feischmuck von Petersburg ganz gewaltige Ausdehnung gewinnt, weil die Triumphbogen sich häufen und weil das Rußenthum für die sehr reale Schuld, in der es bei Frankreich steht, mit farbenglänzendem Pomp und lärmend lautem Enthusiasmus bezahlt.

Nichts, so scheint es, läßt sich heute leichter bekämpfen, als der gierige, lechzende Nationalismus.

Er fürchtet nicht einmal den Fluch äußerster Lächerlichkeit, und vor Ausbrüchen roher Bestialität schreckt er nicht zurück. Ins deutsche Kasino zu Prag dringt eine Czechengefellschaft ein, vertauscht die Streichholzschächtelchen des deutschen mit denen des czechischen Schulvereins, geht stolz von dannen; und das erleichterte Nationalgewissen meint, mit dem Max- und Moritzstreich eine Heldenthat begangen zu haben. Prügeleien, blutige Ausschreitungen sind heute in den Städten Böhmens eine alltägliche Erscheinung. Auf der einen Seite wird das alte Hussitenblut geflissentlich entflammt und überhitzt; auf der anderen Seite reizt und drängt man das Deutschtum. Kaum je zuvor ist ein „Staatsmann“ so schmächtig in seiner Absicht gescheitert, als der österreichische Graf Badeni. Was wurde diesem ehlen Polen alles nachgerühmt, als er sein Amt antrat! Nun sei die feste, die eiserne Hand gefunden, die mit schweren Hammer schlägen der Wirrsal in Oesterreich ein Ende bereiten werde. Nun sei der Einheitsmann gekommen, der, ein zweiter Bismarck, das alte Oesterreich mit rücksichtsloser Kraft einrenken werde. Und heute ist der Hammer den zittrigen Händen des kleinen polnischen Gernegroß entfallen; Provinzen, die kraft ihres natürlichen Reichthums, ihrer intelligenten Bevölkerung mit den kultivirtesten Gauen der Erde weiterfeiern könnten, stehen im hellen Aufruhr; und der ewig vermittelnde Graf Badeni lächelt und lächelt immer wieder zu dem Unheil, das er am allerwenigsten beschwören kann.

Als Badeni's Polizeisoldaten mit dem zarten Taktgefühl, das ihnen eigen, zum ersten Male die deutsch-böhmischen Wirren schlichten sollten, kam es zu erbitterten Zusammenstößen. Die Deutschböhmern, noch lange nicht so polizeifromm, wie man in Preußen-Deutschland zu sein pflegt, das dieselben Deutschböhmern in ihrem Nationalismus vergöttern, wurden darüber tüchtig. Sie waren an die Absperren im großen Stille, an die schneidigen Attacken wider eine unbotfame Menge und an ähnliche Neuperfungen polizeilichen Eifers, mit denen man anderswo längst vertraut ist, noch nicht gewöhnt.

Unser Bürgerthum ist da im allgemeinen schwerer aus der Ruhe zu bringen. Die langjährige Polizei-Erziehung der Bürger, von denen jeglicher nach Bismarck's jüngstem, bitteren Ausspruch bei dem Gedanken an die Treppen beselig ist, hat dafür gesorgt. Das war übrigens ein böser Streich, den der „Alte von Friedrichsruh“ da unseren heimischen Nationalisten spielte. Nach so vieler Größe, Erhebung und Herrlichkeit, wie sie in den ungezählten Erinnerungsfesten des vergangenen Jahres gefeiert wurden, die beschämende Wahrheit, daß das Unteroffiziervolk geblieben sei, was es war, daß das Bewußtsein freierer Menschlichkeit, der Drang nach erhöhtem selbständigen Leben im deutschen Bürgerthum blutwenig noch zu bedeuten habe.

Manchmal freilich will es scheinen, als ob dies Bürgerthum über gewisse polizeiliche Bevormundungen besonders unwirksam werden könnte. Man hat Sudermann's neueste Tragödie „Johannes“ verboten. Sudermann's Name übt einen starken Zauber auf den Theil der Bourgeoisie zumal, der sich gern seiner aufgeklärten Lebensanschauung rühmt. Sudermann hat über Reservelieutenant und Bureaufraße gespottet; er hat soziales Mitgefühl bewährt bis zu dem Maße, daß es die Ruhe der Besitzenden nicht aufschreckt; sein sehnächtiger Johannes empfindet religiös bis in die innerste Seele. Das gäbe eine theatralische Erbanlichkeit. Und um den neuen theatralischen Reiz ist das Publikum gekommen. Dieses Publikum, das bis ans Herz läßt bliebe, läme vielleicht ein neuer Kant und würden dessen Werke polizeilich verboten, wird sofort verärgert, handelt es sich um „sein Theater“. Nicht die geistige und künstlerische Freiheit so sehr vertheidigt es; man lasse ihm seinen Lieblingsluxus, das Theater. Richard Wagner hat recht, wenn er das niedrige Publikum anklagt und ihm die Schuld an der Niedrigkeit des Theaters beimißt. Er meint, und was er ausspricht, ist heute erst recht aktuell: „Unser schlechtes Bewußtsein stellt unser Theater selbst so tief in der öffentlichen Achtung, daß es die Angelegenheit der Polizei sein darf, dem Theater alles Befassen mit religiösen Gegenständen zu verbieten.“

Alpha.

kleines Feuilleton.

— Die letzten Stunden eines Berntheilten. „Mein Schicksal ist besiegelt,“ sagte er, „und für mich giebt es keine Hoffnung mehr, ich muß abschließen mit meinem Leben. Zu wenigen Stunden ist alles vorüber, aber seid versichert, meine Freunde, daß ich niemals geglaubt hätte, es könne so weit mit mir kommen.“

„Wir haben ja auch nie an Deiner Unschuld gezweifelt,“ sagten wir, und Du siehst, es verläßt Dich keiner von uns in dieser schweren Stunde, darum zeige Dich als ein Mann.“

„O,“ unterbrach er uns, ich fürchte mich ja nicht. Ob früher oder später, einmal muß es ja doch sein, und auf das „wie“ kommt es nicht an! Nein, es ist also nicht Furcht, aber ein seltsames Gefühl, eine schauernde Frage, wie wird es dort sein, in dem andern Leben?“ — Und er fiel in dumpfes Brüten.

Wir thaten alles Mögliche, um unseren Freund, der so jäh und auf so grausame Art uns entrißen werden sollte, wieder aufzurichten. Jeden Wunsch suchten wir ihm förmlich von den Augen abzulesen.

„Komme,“ sagten wir, „sieh, wir haben Dir das Beste gegeben, was wir Dir bieten können,“ und wir zeigten auf die Speisen,

die zu ihm hereingebracht worden und die seine Lieblingspeisen waren.

Er schauderte zusammen. „Die Hentermahlzeit!“ flüsterte er. Dann setzte er sich, seine Muth- und Hoffnungslosigkeit gewaltsam abschüttelnd, zu uns und saß. „Wie es einer, der nicht weiß, was er thut. Maschinenmäßig saß. Dann schob er die Teller zurück und holte ein Ding aus der Tasche, ein Ding sag' ich Euch ... doch warum soll ich's Euch nicht sagen: seine Pfeife.“

Wehmüthig betrachtete er sie. „Seht Ihr, Jungens,“ sagte er, „nichts wird mir so schwer, als der Abschied von dieser meiner Freundin, die mir so oft in schweren Stunden eine Trösterin gewesen. Meine letzte Pfeife!“ Und es war, als zitterten Thränen in seiner Stimme nach. „Die letzten Rauchwolken, die ich ihr entlocke! Die letzten!“

Mit feierlicher Wehmuth steckte er seine Pfeife in Brand, mit feierlicher Andacht zog er den Rauch in sich ein und ließ die Wollen langsam von sich, als könne er sich nur zögernd davon trennen. Er wurde bleich, und seine Lippen zitterten.

„Die letzte Pfeife!“ kam es stöhnend aus seiner Brust und plötzlich ... wie es kam, ich weiß es nicht ... aber plötzlich entglitt die Pfeife seinen Lippen — sie fiel, und in Scherben lag sie auf dem Boden! Er aber starrte auf diese Scherben mit einem Blicke, den ich nie vergessen werde.

Dann stand er auf. Mit einer Hand fuhr er sich glättend über die Stirne und durch das wirre Haar.

„Das ist der Anfang vom Ende,“ flüsterte er und streckte uns seine Hände entgegen, die wir erschütterter ergriffen und drückten. ...

Am nächsten Morgen trat er den schweren Gang an. Er war blaß und gestift. Der Priester ging ihm zur Seite und redete liebevoll auf ihn ein. Wir folgten. Nocheinem berebten Blick warf er uns zu ... den Abschied für ewig, dann stieg er die Stufen hinan — — — die Stufen zum Altar und ließ sich mit Miß Edith Smith trauen! —

Mark Twain.

— Zur Geschichte der Blitzausleitung. Die Alten scheinen sich sehr mit den Eigenschaften der Blitzausleitung beschäftigt zu haben; auch ihnen war es einerlei, den Blitzstrahl oder die Gottheit selbst auf die Erde herabzuleiten. Nach Plinius hatte Numa, der zweite König Roms, diese Macht sehr oft ausgeübt. Man hat sogar behauptet, daß das Verfahren, wodurch man aus den Wolken die elektrische Flüssigkeit ableitete, dem Numa Pompilius bekannt gewesen und daß sein Nachfolger Tullus Hostilius ums Leben gekommen sei, weil er dieses gefährliche Verfahren auf eine ungeschickte Weise angewendet habe. Man findet auch wirklich bei Plinius in Bezug auf Tullus Hostilius folgende merkwürdige Stelle: „In dem Augenblicke, wo er das Herabfahren des Blitzes nach dem Verfahren des Numa, aber auf eine ungeschickte Weise versuchte, wurde Tullus vom Blitze erschlagen. Quod scilicet fulminis evocationem imitatum parum rite Tullum Hostilium ictum fulmine.“ Plin. lib. II. c. 53.

Man findet ferner im Lucan eine in Beziehung auf denselben Gegenstand sehr merkwürdige Stelle. Von Aruns, einem gelehrten Etrurier, der in den Bewegungen des Blitzausleiters sehr erfahren war, behauptete man, daß er die Feuer des Blitzes, welche in der Luft zerstreut sind, gesammelt und in die Erde vergraben habe.

... Aruns dispersos fulminis ignes colligit, et terra maesto cum murmure condit.

Lucan., Phars., I. 606.

Es ist einem Dichter wohl kaum möglich, sich bestimmter über die Anwendung der Blitzausleiter auszusprechen. Die Etrurier hatten nach den alten Schriftstellern und nach den auf uns gekommenen Alterthümern schon in einer weit entfernten Zeit eine sehr vorangeschrittene Zivilisation. —

(Electrot. Rundsch.)

Musik.

— or. Aus der Woche. Neues Operntheater. Der glaubwürdigen Darstellung von Bigel's „Carmen“ bleibt die sonst so große Kunst der Prevosti die Charakterwahrheit schuldig, die sich durch faszinirende Eigenheiten und die feinste Technik der Details nicht ersehen läßt. Dem Organe der Künstlerin, das sich für den Ausdruck lyrischer Empfindungen Töne aus dem Grunde der Seele zu holen vermag, fehlt für die dämonische sinnliche Rücksichtslosigkeit der Carmen die Kraft der Unbeugsamkeit und Brutalität, die bei der Prevosti etwas von der Anmuth einer besonnenen Kühnheit besitzt. Viel weiter hat Herr d'Andrade die Grenzen seiner Begabung hinausgerückt, welcher für den Don Juan der feinste, fast verloren gegangene Klassizismus der Gesangskunst und die berückendste körperliche Beredtsamkeit, für die grösste Tragik des Verdischen „Rigoletto“ jedoch gerade jene moderne, brutal accentuirende italienische Manier zur Verfügung steht, die ja die Zerstörerin des klassischen Operngesangsstiles ist. Ein Meister der buntesten Details, weiß d'Andrade diese zu einem Gesamtbilde zu vereinigen, das eine in sich geschlossene tragische Individualität darstellt. Für die verbogene und verkrümmte Hosiarenfigur, die sich unter den Qualen des zertretenen Vaterherzens krümmt, wendet er das kraftvollste Kolorit und die schärfsten Reize seiner Charakteristik an; und besitzt sein Organ auch nicht die warme Fülle, welche Kantilenen von langem Altem mit blendendem Klangzauber auszustatten vermag, so entschädigt es stets durch die ergreifende Wahrheit der Deklamation und die

zuweisen feurig übersäumende Leidenschaft des Ausdrucks. Herr Sommer machte aus dem liebesleichtsinnigen Herzog einen blutleeren Schüchlerling, der mit seiner weinerlichen Gesangsmanier die herztösten Trivialitäten Verdischer Melodik in die Sphäre langweiligster Anständigkeit rückt. Fr. Reinsch muß vor allem an der materiellen Gesundheit ihres sehr hübsch timbrirten Koloratur-soprans arbeiten, bevor sie auf Erfolg in einer solch anspruchsvollen Aufgabe, wie die „Gieda“ ist, rechnen darf. Die „Magdalena“ des Fr. Rothäuser war neben der Hauptfigur die beste Leistung des Abends.

Im Theater des Westens spielte die Morwih-Oper mit der Aufführung der „Jüdin“ ihren letzten Trumpf aus. Die Aufführung war mit hör- und sichtbarem Eifer vorbereitet, ohne daß die dilettantische Hilfslosigkeit des Orchesters und die solistischen Mängel hätten ganz überwunden werden können. Der ehemalige Darmstädter Hofopernsänger Baer bietet als „Elegar“ unserer Phantasie nur mehr die wehmüthige Erinnerung an die Zeit, wo die Ausdauer seiner Stimmittel den heroischen Anforderungen dieser Heldentenorpartie gewachsen war. Die „Recha“ des Fr. Kahler litt unter einem Gesangs-Naturalismus, der ja seine schönen Momente haben, aber niemals vollkommen befriedigen kann. Eine bis auf wenige trübe Intonationen echtwerthige Kunstleistung gab Herr Keller als Cardinal, während Herr Studemünd als Prinz Leopold das Schlimmste leistete, was an beleidigender lehriger und ganniger Tongebung geboten werden kann. —

Kunst.

— Ein Mosaik ersten Ranges hat man, wie der „Voss. Ztg.“ geschrieben wird, in Boscoreale, zwei Kilometer nordöstlich von Pompeji, gefunden. Das Kunstwerk ist aus verhältnismäßig großen Travertinstücken und mit aller Subtilität der antiken Kunstfertigkeit zusammengesetzt. Sieben vollbärtige Weisen von griechischer Gesichtsbildung, in verschiedenartig drapirte Togen gekleidet, sind auf einem Hügel gruppiert dargestellt. Vier von ihnen sitzen auf einer mit Stiften belegten Ruhebank. Der an zweiter Stelle platzierte Weise hält ein Stäbchen in der Rechten, mittels dessen er soeben im Sande zu seinen Füßen einige trigonometrische oder sphärische Theoreme demonstrieren zu haben scheint — vielleicht die Theorie der Kugelgestaltung der Erde. Daraus hin deutet wenigstens ein Erdglobus, der im Vordergrund auf einem kubischen Kasten ruhend angebracht ist und seinerseits von Kreisen mit großer und kleiner Peripherie umgeben ist. Fernerhin ist im mittleren Hintergrunde eine Säule wahrnehmbar, auf der eine Sonnenuhr sich erhebt. Drei der Weisen halten Papyrusrollen in der Hand, die sie einem anderen Kasten mit geöffnetem Deckel entnommen zu haben scheinen. Vom Beschauer aus linker Hand bemerkt man ein Tempelchen von einfachen architektonischen Verhältnissen und neben diesem eine Eiche, beides symbolische Darstellungen, die darauf hinweisen, daß die Stätte der Minerva, der Göttin und Beschützerinnen der Wissenschaften, geweiht und geheiligt ist. Im ferneren Hintergrunde thürmen sich die Wälle einer Stadt. Das Mosaik ist von einer wunderbar gearbeiteten Bordüre, aus Blättern und Blättern gebildet, umrahmt. Das Bildwerk ist sehr gut erhalten. —

Kunsthandwerk.

— Ueber den „Trinkbecher Nero's“, ein im Besitz des Fürsten Trivulgio befindliches Kunstwerk von einzig dastehendem Werth, das Winkelmann in seinem Werke über antike Kunst zum erstenmale bekannt gemacht hat, bringt der Wiener Kunstgelehrte Rudolf Beer im „N. Wiener Journal“ einige bemerkenswerthe Mittheilungen. Am den Glasbecher, der ungefähr von der Höhe einer Hand und zart rosa angehaucht ist, läuft ein weitmaschiges Netz von azurblauen Glasringen, die durch kleine feine Glasstäbchen mit dem Becher selbst verbunden sind. An den strahlenförmig vom obersten Rande ausgehenden Glasstäbchen sind große, gleichfalls blaugefärbte Kapitalbuchstaben angebracht, die zusammen einen Trinkspruch ergeben. Er lautet: „Libe, vivas multis annis“. Das Kunstwerk ist in fast vollendeter Weise erhalten; ein ganz kleiner Sprung, der in der Mitte des Glases läuft, ist erst bei ganz genauer Betrachtung sichtbar. Der Pokal, der keinen Fuß oder Untersatz besitzt, war offenbar bestimmt, nach dem Gebrauche bei den römischen Tischgelagen in eine Vertiefung oder in einen Ring eingelegt zu werden. Wie Beer berichtet, soll ein venetianischer Meister der Glasfabrikation, der eigens nach Mailand gekommen war, um den Pokal naturgetreu zu kopiren, denselben für unnachahmbar erklärt haben. Das Hauptstück desselben, der eigentliche Becher, ist nämlich Blasarbeit, das Netz von Ringen aber geschliffen und mit dem Mittelstück in einer geheimnißvollen Art verbunden. Das einzige bekannte Pendant zu dieser kostbaren Reliquie, ein übrigens nur fragmentarisch erhaltenes römisches Tringlas, das früher in Strassburg aufbewahrt wurde, ist bei dem Brande der Stadt während des deutsch-französischen Krieges vernichtet worden. —

Physiologisches.

— Interessante Aufschlüsse über das Gedächtniß bringt das Journal „Revue Suisse“: Das Wesen des Gedächtnisses besteht darin, daß unter dem Einflusse äußerer Eindrücke eine Raumveränderung der Gehirnmoleküle zu stande kommt. Inbessnen ist die Stärke des Gedächtnisses von der Schwingung der Gehirnzellen, wie von der Tiefe der Raumveränderungen der Gehirnmoleküle abhängig, wobei Wiederholung und Aufmerksamkeit einen günstigen Einfluß

ausüben. Die tiefsten Spuren hinterlassen solche Eindrücke, welche die größte Gruppe der Gehirnzellen berühren. Dadurch wird die Thatsache erklärt, daß wir behufs Wiedererinnerung unbewußt den Zusammenhang zu den Ereignissen uns zu vergegenwärtigen suchen. Der Grad der Wiedererinnerungskraft ist individuell nach dem Zustande des Nervensystems verschieden, welcher seinerseits dem Einflusse der Ernährung, Blutzirkulation, wie qualitativen und quantitativen Eigenschaften des Blutes zugänglich ist. Im Alter vollzieht sich der Blutumlauf langsamer, daher auch das Abnehmen der Gedächtnisstärke. Bei jungen Leuten erscheinen Gedächtniskrankheiten meistens als Folgen von ersten Krankheiten, welche eine Atrophie der Nervenelemente und Entartung der Zellen und Fibern bewirken. Trotz der landläufigen Meinung, daß das Gedächtnis durch Übung gestärkt wird, behauptet ein bedeutender französischer Physiologe, daß das häufige Auswendiglernen kaum einen bemerkbaren Einfluß auf die Gedächtnisentwicklung ausübe. Dagegen führt das ununterbrochene Anhäufen von allzu großer Masse von Kenntnissen zur Verwirrung und Ueberanstrengung des Gehirns, welche vererblich auf das Gedächtnis wirken. Physische oder psychische Ueberanstrengung wirkt gleichfalls schädlich auf die Verdauung, Athmen, Blutzirkulation, sie verändert selbst die Qualität des Blutes. Es ist bemerkt worden, daß übermüdete, sehr tüchtige Schüler beim Schreiben die Regeln der Rechtschreibung gänzlich außer acht und Worte weglassen. Ebenso wirkt physische Ueberanstrengung. Eine Mutter machte häufig die Beobachtung, daß ihr Sohn, ein eifriger Radler, vorzüglich seine Aufgaben machte, wenn die Wege in Ordnung waren, dagegen waren seine Lehrer nie mit seinen Leistungen zufrieden, wenn die Wege infolge ungünstiger Witterung das Radeln erschwerten. Das zulässige Maß für körperliche und geistige Arbeit zu bestimmen, ist unmöglich; dies hängt von der individuellen Leistungs- und Widerstandsfähigkeit ab. Im allgemeinen kann man sagen, daß, obwohl manche über ungeheure encyclopädische Kenntnisse verfügen, ohne ihre Gesundheit geschadet zu haben, bei den meisten Menschen jedoch die Nervenergie schnell verbraucht und nur langsam wieder hergestellt wird. —

Aus dem Thierreiche.

— Eine gefährliche Milbe (Holothryus coccinella) lebt auf Neuseeland, den malayischen Inseln, Mauritius und wahrscheinlich auch Madagaskar an feuchten Orten unter Steinen und Moos. Kommt sie in den Verdauungskanal, so veranlaßt sie heftige Entzündung der Schleimhäute. Besonders unter dem Geflügel richtet sie Verwüstungen an, aber auch Menschen, besonders Kinder, die ja immer gern mit den Händen in den Mund kommen, werden von ihnen befallen, wo sie dann Schwellungen des Gaumens veranlassen. —

Aus dem Thierleben.

— Zwei Bienenköniginnen in einem Stock. Die „Königsb. Hartung'sche Zeitung“ erzählt folgenden interessanten Fall. Der Ziegeleibesitzer Ruch in Soldap hatte in diesem Jahre einem seiner mütterlosen Stöcke zu gleicher Zeit zwei alte Königinnen beigegeben, welche merkwürdigerweise von dem Bienenvolk gebüdet wurden. Bis zum heutigen Tage befinden beide Königinnen sich recht wohl, vertragen sich gut mit einander und setzen regelrecht ihre Eier ab. Diese eigenthümliche Beobachtung wurde den Insekten bei der unlängst stattgefundenen Hauptversammlung vor Augen geführt, so daß sie sich von der Richtigkeit der gemachten Angaben überzeugen konnten. Keinem der anwesenden Bienenzüchter ist ein derartiger Fall in der langjährigen Praxis vorgekommen. —

Physikalisches.

— Luftklingen. Ein bisher wissenschaftlich wenig beobachtetes Geräusch hat in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg Prof. Dr. Hahn kürzlich besprochen: „An warmen, stillen Sommertagen, niemals im Winter und nie bei kühlen und windigem Wetter, hört man bisweilen auf freiem Felde, aber auch im Walde, ein unablässig surrendes, dem Summen eines großen Müdenschwarmes sehr ähnliches Geräusch. Englische Naturforscher pflegen dies als Humming in the air zu bezeichnen. „Gewöhnlich nimmt man an“, fuhr Professor Hahn fort, „daß dieses Summen wirklich durch ungezählte, in ziemlicher Höhe schwebende Insekten verursacht wird. Es ist jedoch merkwürdig, daß es nie gelingen will, diese Insekten, deren Anzahl übrigens eine unfassbar große sein müßte, zu bekommen. Tomlinson, Tucknell u. a. konstatiren ausdrücklich, daß sie mit großem Fleiß nach den Insekten, welche das Summen verursachen könnten, geforscht haben, nie aber solche finden konnten. Mir selbst ist es nicht anders ergangen. Es liegt deshalb nahe, hier an aufsteigende Luftströme zu denken, wie sie an warmen Sommertagen am häufigsten vorkommen müssen und dann auch hörbar werden können. Jedensfalls wird es von Interesse sein, über dieses leise, aber für unsere schönsten Sommertage sehr bezeichnende Geräusch zuverlässigen Aufschluß zu gewinnen.“ —

Technisches.

— Auf den bayrischen Staatsbahnen werden einzelne Züge mit tragbaren Telephon-Apparaten ausgerüstet. Auf den Strecken, deren Bahnwärter und Stationen ebenfalls mit Telephonen versehen sind, soll es dadurch ermöglicht werden, bei Betriebsunfällen auf freier Strecke von einem beliebigen Punkte aus telephonische Meldungen an die Stationen gelangen zu lassen. Zu diesem Zwecke zieht der Oberkondukteur eine in einem

Leederfutral befindliche Stange auf die erforderliche Länge aus, rollt die mit einem Stöpsel versehene Leitungsschnur ab, steckt sie in das eine an der Vorderwand des Apparates befindliche Stöpselloch und hängt dann den am Ende der Stange befindlichen Haken in den Telephonleitungsdraht ein und zwar in nächster Nähe einer zum Unterscheid von der Telegraphenleitung grün geränderten Isolirlocke. Hierauf wird die zweite dem Apparat beigegebene Leitungsschnur abgewickelt und deren Ende durch kräftiges Anschrauben an die Schiene mit dieser in leitende Verbindung gebracht. Die im Deckel des Apparats verwahrte Kurbel wird auf den Induktorkurbelzapfen gesteckt, und da dann die Verbindung mit dem nächsten Bahnwärter oder der nächsten Station hergestellt ist, der „Gefahrtruf“, bestehend aus zehn durch zehnmalige Umdrehung des Induktors erzeugten Punkten, gegeben. Auf dieses Zeichen hin hat der nächste Bahnwärter oder die nächste Station unverzüglich zu antworten. Der Zugführer ist sodann in der Lage, ausführlich den seinem Zuge widerfahrenen Unfall zu schildern und die nöthige Hilfe zu verlangen, auch etwaige Verletzungen oder Tödtungen von Passagieren oder Zugbediensteten zu melden und rasch die nöthige ärztliche Hilfe zu beschaffen. Nach Beendigung des Gesprächs oder nach beendeter Betriebsstörung werden die Verbindungen der Drähte mit der Schiene und dem Drahte der Telephonleitung aufgehoben und der tragbare Telephonapparat wieder in seinen früheren Zustand versetzt. —

Humoristisches.

— Durchsicht. Graf K. bestellt bei einem Hamburger Zigarren-Exporteur mehrere hundert Stück feine Havannahzigarren, die ihm auch prompt geliefert werden. Der Graf raucht die Zigarren, lobt überall ihre Güte, küßt sich voll Behagen in ihren feinen Duft und befindet sich dabei in einer solchen Nirwana Stimmung, daß er die Bezahlung der Rechnung, die ihm gleichzeitig mit den Zigarren submissiv eingefendet worden ist, vollständig vergißt. Nach einiger Zeit find die feinen Havannah sämmtlich verpufft, und öde Leere gähnt ihm aus dem Kistchen entgegen. Der Graf weiß sich jedoch augenblicklichen Rath. Er schreibt abermals an die Hamburger Zigarrenfirma und bestellt neuerlich dasselbe Quantum Havannahzigarren, wie das letzte Mal, diesmal jedoch „mit Nachnahme“. Es vergeht keine Woche, und die Sendung ist da. Der Graf bezahlt den Nachnahmebetrag, dann öffnet er Kistchen um Kistchen, — alles leer. Endlich im letzten Kistchen findet er die — saloirte Rechnung über die erste Sendung, weiter aber nichts. Ueber diesen „Untergrund der Dinge“ war Graf K. begreiflicherweise nicht sonderlich erbaut, und sein Gesicht soll bei Betrachtung aller dieser Umstände eine erhebliche Länge aufgewiesen haben. —

Vermischtes vom Tage.

— Die meisten Patente für Deutschland besitz Krupp: über 500. Die jährlichen Eagen, die hierfür zu zahlen sind, summiren sich auf 250 000 M. —
 — Eine keramische Fachschule wird anfangs November in Bunzlau eröffnet werden. —
 — Der wegen Unterschlagung seit drei Jahren flüchtige frühere bayerische Landtags-Abgeordnete Schmidt aus Gerolzhofen wurde in Bamberg, wo er sich seit einem Jahre im Hause seiner Ehefrau versteckt hielt, verhaftet. —
 — Wie die „Donauzeitung“ aus Freyung im bayerischen Walde meldet, brannte in der Nacht zum Donnerstag die Kunstmühle von Eist nieder, wobei der Sohn eines Sägemeisters verbrannte. Sein Vater erlitt bei dem Versuche, ihn zu retten, schwere Brandwunden. Bei den Löscharbeiten wurden drei Personen verletzt. —
 — Eine praktische Neuerung hat die Verwaltung der württembergischen Bahnen getroffen. Sie giebt „Landeskarten“ aus, fünfzehntägige Dauerarten, die für das ganze Schwabenland gelten. So eine Karte kostet je nach der Wagenklasse 20, 30 oder 45 M. Sie besteht aus einem zusammengeknitten, kleinen Umschlag von steifem Papier, enthält die Photographie des Reisenden und seine Unterschrift. Sie hat weder Koupon, noch wird sie durchlocht, ein einfaches Vorgehen genügt. —
 — Zwischen 1 und 2 Uhr in der Nacht zum Sonnabend wurde in Graz und Umgebung ein heftiger Erdstoß verspürt. —
 — Christiania, 21. August. Dem in Stien erscheinenden Blatte „Trenskribt“ wird aus Sande (Telemarken) gemeldet, daß am 15. d. M. dort in sehr großer Höhe ein Ballon gesehen worden sei, der in nordwestlicher Richtung flog. Der Ballon, der von mehreren Personen beobachtet worden, habe klein ausgesehen und einen leuchtenden, kurzen Schweif gehabt. —
 — Der diesiger Tage in Moskau eröffnete internationale Nerztkongreß ist von 7800 Nerzten besucht. Etwa die Hälfte davon sind Ausländer. —
 — In Chicago hat man vor einigen Wochen Telephonleitungen aus Aluminium in den Waggontreibern des Bahnhofes angebracht. Diese Drähte sind hier dem Regen, Ruß, Rauch und Dampf ausgesetzt und bewähren sich dennoch vorzüglich. —
 — Die Petroleumindustrie Japans ist erst wenige Jahre alt. Aber schon 1893 produzirte Japan 320 707 Gallonen Erdöl. Die Petroleumbrunnen sind meistens weniger als 600 Fuß tief. Nur zwei erreichen eine Tiefe von 1000 Fuß. —